

### Jean Bollack (1923-2012)

#### Rede zur Trauerfeier für Peter Szondi am 16. November 1971 im Krematorium Berlin-Wilmersdorf<sup>1</sup> (mitgeteilt von Christoph König)

Peter Szondi hat mir 13 Lebensjahre einer heiteren und beunruhigt besorgten Freundschaft geschenkt. So sehr er sich belebte und erwärmte, wenn er den Gefühlen der Zuneigung folgen konnte, so graziös und gegenwärtig, so frei und einfallsreich er sich dann zeigte, so sehr bedrückte ihn der bloße Gedanke einer Zeremonie und wie heute blieb er Trauerfeiern fern. Vielleicht läßt sich erst ganz ermessen – der Riß offenbart das Verborgengebliebene – was ihm das Lebensvolle in der Freundschaft bedeutet hat. Die uneingeschränkte Hingabe mochte wie ein selbstverlorener Tribut, ein Sühnzeichen erscheinen, das dem Tode galt, de[n] er in sich niederhielt und dem er gerade darum aus dem Wege ging, weil er ihn nahe fühlte.

Peter Szondi, oder Pierre Szondi, wie er sich von uns gerne nennen ließ, ist 1929 in Ungarn als Sohn eines bald berühmten Vaters geboren. Dort in dem Gymnasium der Budapester Bourgeoisie, das er besuchen durfte, erfuhr er schon als Knabe, was es bedeutet, ausgeschlossen zu sein. Nützt es doch nichts, über die Vorteile zu verfügen dank derer sich einer zugelassen denken mag. Die Abwehr, auf die auch er stieß, ist jene, die gerade auch den vom Schicksal Begünstigten, den Besten zuteil wird. Sie entstammt einer doch nicht leicht zu erklärenden Relegierung, die verweigert um zu verweigern, sich jeder Rechenschaft entzieht und das vorbestimmte Opfer noch an der Schwäche der Sympathie leiden läßt, die es sich zuzieht und es dazu zwingt, nach vereinsamenden und destruktiven Rechtfertigungen zu suchen.

Das Schicksal, das so viele traf, blieb ihm erspart. Hat es ihn wirklich verschont – ihn, den eine miraculöse Gunst noch mehr von seinesgleichen trennte und ihm das Erbe eines doppelten Unrechts vermachte, die Verfolgung und die Bevorzugung. Das Lager von Bergen-Belsen hielt ihn nur wenige Wochen lang gefangen, aber es hat ihm das unaussprechliche, jeder Mitteilung unzugängliche Grauen anders erleben lassen. Er war fünfzehn Jahre alt.

In der Schweiz, wo seine Familie Zuflucht gefunden hatte, entschied er sich für das Studium der Literaturen, das ihm eine ausgesprochene Begabung für Mathematik und Formalisierung vielleicht nicht nahe gelegt hätte, wenn ihn nicht ein stärkeres Interesse für die Formen des sozialen Lebens und deren Problematik dazu geführt hätte, die Darstellungen der Grausamkeit zu begreifen und zu rationalisieren. Daher seine Passion für das Theater und für den Film. Die Dissertation, ›Theorie des moder-

<sup>1</sup> Ts. mit hs. Ergänzungen und Korrekturen, 5 Bl. Nachlass Peter Szondi im Deutschen Literaturarchiv Marbach, runde Klammern stammen von Jean Bollack, eckige vom Herausgeber. Der Abdruck folgt der Vorlage getreu.

nen Dramas (1954), die er mit 25 Jahren der Universität Zürich v[er]legte, brachte ihn sehr jung zu einem eigenartigen Ruhm, der auf der Brillanz und Schärfe der Analyse und der Kraft der konzisen Reduktion beruhte. Dies Gelingen aber, sowie die endgültige Anerkennung seiner Meisterschaft, die darauf folgte, bestätigten ihn in dem Gefühl, das ihn nie verließ, für etwas geschätzt zu werden, das er nicht oder noch nicht war oder erst viel später, oder gar überhaupt nie werden würde. Er ermaß durchaus die Grenzen einer jugendlichen Arbeit und akademischer Leistungen überhaupt. So streng war er mit sich selber und so deutlich auch nahm er das Unerfindliche am Dasein der literarischen Werke wahr. Da er das Unerschliessbare und die Ohnmacht legitimer Bemühungen nicht übersah, so suchte er auch später in der ihm vielleicht mehr gemässen, literarischen und öffentlichen Welt meist nur sich selbst zu übertreffen und befreite sich nie von dem Zwang, den er sich selbst auferlegt hatte. Weder in seiner 1960 geschriebenen Habilitationsschrift ›Versuch über das Tragische‹ noch in seinen, bis ins Letzte ausgearbeiteten Vorlesungen als Privatdozent in Berlin und Göttingen, in denen er (ohne Unterlaß) die Präzision seiner reflexiven Methode bis an den Rand des Möglichen zu steigern vermochte.

Seit 1960 hatte er sich, dem Vorbild von Lukács und Adorno folgend, vorzüglich dem Studium der literarischen Ästhetik und dem Verständnis der Theorien des deutschen Idealismus gewidmet.

Er betrachtet die Literatur als eine durchaus rationale und die Beschäftigung mit ihr als eine im eigensten Sinne kritische Betätigung. Diese Haltung entsprang der Gewißheit, daß ihr der Vorzug einer berichtigenden Instanz zugestanden werden müsse, einer Intelligenz, die er wohl für richtiger hielt, als das Leben selbst. Wie Benjamin, das Vorbild, wie Adorno, mit dem ihn während mehr als eines Jahrzehnts eine große und erwiderte Liebe verband und dessen grausamer Tod vor zwei Jahren ihn im Innersten getroffen hat, verabscheute er die Emphase und mehr noch als das Pompöse den professoralen Ton, der den Ideologien dient und sie verdeckt. Zu vertraut und notwendig war ihm das Vergnügen, welches die Vollendung in den literarischen Produkten und die Erkenntnis der Voraussetzungen des Zustandekommens gewähren. Wie kaum ein gebürtiger Franzose war er fähig, die Verse eines Racine zu vernehmen. Er verstand und liebte ihn nicht nur wegen der Geometrie des Ausweglosen, die in den Tragödien sichtbar wird, sondern um der Worte willen. Mit der gleichen Sorgfalt und Lust sonderte er die Nuancen in den Übersetzungen Becketts, und entdeckte in der kleinen grammatischen Abweichung die erhellende Differenz. So wie er sich spontan und exklusiv zu gewissen Charakteren, wie Gershom Scholem hingezogen fühlte, nicht anders zog ihn eine leidenschaftliche Vorliebe zu bestimmten Dichtern wie Paul Valéry, von dem er früh einzelne Reflektionen übersetzt hatte, zu Hölderlin, zu Mallarmé und zu Paul Celan, wie überhaupt zu jeder reflektierten, vom Intellekt beherrschten Poesie, die ihrer selbst bis zur Kritik der eigenen Mittel inne ist.

Die kritische Bewegung der sechziger Jahre indessen, an der er von Anfang an aktiv teilnahm, wandte sich bald auch gegen seine eigenen Neigungen. Die Gleichgültigkeit und die gefühllose Gewalttätigkeit in dem Streben nach der anonymen Objektivität,

das sich in der Literaturbetrachtung oft gegen den Inhalt der Werke durchsetzt, waren ihm fremd, wenn er sich auch der offensichtlichen, nicht auflösbaren Widersprüchlichkeit zu sehr bewusst war, um sich befugt zu fühlen, sich der ihm peinlichen Tendenz entgegenzusetzen.

An der Freien Universität Berlin, wo er nach der Göttinger Periode sechs Jahre lang allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaften lehrte, konnte er sich nicht mit der Rolle begnügen, die ihm seine akademische Funktion zuwies. Er war nach Deutschland gekommen, weil er zu den geistigen und im gewissen Sinne zu den ungeistigen Traditionen des Landes in einer schicksalhaften Beziehung stand und weil er sich die als schmerzlich empfundene Verpflichtung auferlegte, für die Fremden und Ausgeschlossenen Zeugnis abzulegen, zu denen er nicht nur als Jude bis zum Ende gehören wollte. Mit dem selben sorgenden Ernst, der ihn veranlaßt hatte, für die Universität ein Institut von unvergleichlichem Ruf aufzubauen und das ihm seine Kraft und Zeit wert war, versäumte er keine Gelegenheit, wo es in seiner Macht stand, Falschheit mit juristischer Genauigkeit aufzudecken. Wobei er sich das Ausmaß der Verlogenheit, besonders in den Gegenattacken der restaurativen Defensive erst in den allerletzten Jahren vergegenwärtigte. Seine Strenge war nicht von Härte diktiert, nicht von Begierde nach Vergeltung. Die Zartheit seines Gemüts ließ ihn nichts als verletzender empfinden als den Mangel an Güte, auch an Liebenswürdigkeit im täglichen Umgang; nichts rührte ihn mehr als die Zeichen der Aufmerksamkeit. Eine gewisse Unerbittlichkeit beruhte nicht auf Überheblichkeit oder auf einem tyrannischen Temperament. Sein Anspruch war entschieden und unnachgiebig weil penetranter Einsicht entsprungen, daher auch undogmatisch und nie fanatisch – ein verzweifelt Verlangen, das sich den andern zuwandte und doch zugleich von anderen nichts erwartete und dessen Spitze sich zuletzt gegen ihn selbst gekehrt hat. In seiner Gegenwart fühlte mancher sein eigenes Ungenügen, eine Art von Unmündigkeit (pflegte er doch selbst von sich zu sagen, er sei uralt); und gerade das vermehrte seine Schwierigkeiten und verstärkte die untragbare Last der Vereinsamung. Der Emanzipierungsprozeß, der sich zur Zeit in Universität und Gesellschaft vollzieht, schien ihm ein großes Bedürfnis nach Klarheit und Aufrichtigkeit anzuzeigen. Daher die unüberwindlichen Mißverständnisse. Was ihn niedergeworfen hat ist trotzdem weniger die Gewißheit, daß jenes Bedürfnis in Wahrheit nicht vorhanden war als die Furcht, den in Wirklichkeit inkommensurablen Kriterien, die er selbst festgelegt hatte, nicht zu genügen.

Peter Szondi ist erst vor wenigen Monaten an die Universität Zürich berufen worden. Er hatte es gewünscht und sogar darum gebeten. Denn das Berlin, mit seiner nordischen Weite, das er so lange vorgezogen hatte, doch von dem er sich loslöste wie man sich von einer bis ans Ende geführten Erfahrung löst (seine Briefe zeugen von diesem Gefühl), Berlin lag schon beinahe hinter ihm. Er war froh zurückzukehren in die Stadt seiner Studien, wo die Verfolgten Zuflucht gefunden hatten als ein Gewünschter und Versöhnter. Wir freuten uns schon, ihn öfter zu sehen, uns an seiner komplizierten und einfachen Art zu stärken. Er hatte in Paris eine kleine Wohnung genommen, um regelmäßig aus Zürich herüber zu kommen. Eines der letzten Lebens-

zeichen, das ich von ihm erhalten habe, ist eine Ansichtskarte aus Zürich, auf der das Gasthaus zum Storchen abgebildet ist, das Paul Celan als den Ort beschreibt, an dem er Nelly Sachs begegnet ist – am Wasser der Limmat. Er schrieb auf dieser Karte am 27. August: »Ich unternehme die ersten Schritte hier, alles ist mir gleichzeitig vertraut und neu, doch wenigstens wird mir jetzt klar, daß ich nun tatsächlich hier leben werde«. Hier mitten in dem, was sein Leben hätte sein sollen, im Augenblick des Innehaltens und einer entscheiden[d]en Besinnung hat der Tod, in dessen Nähe er immer gelebt hatte, sich seines Willens bemächtigt, zumal in den letzten Monaten der Lektüre und der Gegenlektüre (l'anti-lecture, wie er mir schrieb) der Gedichte Paul Celans.

Wir haben nichts vernommen. Er ist gestorben in der schlimmsten Einsamkeit ohne uns ein Zeichen zu geben. Er wollte niemanden herausfordern oder in die Situation des Angeklagten versetzen. Er schonte uns.

## Max Kommerell Zwei symbolische Bücher<sup>1</sup>

Nietzsche und George stehen gegen ihre Zeit, sind aber in einer unterirdischen Weise mit ihr verbunden als ihr eigentlicher Wille. Wenn für die letzten Jahrzehnte der Mangel eines geistigen Horizontes, der bei der Unendlichkeit des Wissens und der Vielfalt der Werte nicht mehr gelang, bezeichnet war, und wiederum, aus dieser Not heraus, der immer erneute Versuch, einen Horizont zu ziehen, so könnte Nietzsche das grosse Beispiel für diese Sprengung jedes Horizontes, George aber das grosse Beispiel für diesen Willen zur Horizontbildung abgeben, so dass beide in gegensätzlicher Weise den Zeitgeist darstellen. Sie beziehen sich durchaus aufeinander: nicht nur hat George eine Nietzschelegende gestiftet, die, so fruchtbar als bedenklich, Nietzsche zum Vorläufer seiner eigenen Tat macht, Nietzsche hat auch in seinen Typenbildun-

1 Mitgeteilt von Christoph König. – Ts., Durchschl., 14 Bl. (mit einem hs. Bl. als Vorlage zu Bl. 14 des Ts.), Nachlass Max Kommerell im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Das Typoskript beruht auf einem Seminar über »Nietzsche und George« aus dem Sommer 1933 (vgl. Helmut Strebel, Max Kommerell. 1902-1944. Professor für deutsche Literatur, in: Marburger Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hg. von Ingeborg Schnack, Marburg 1977, S. 275-287, Anhang I: Max Kommerells Lehrveranstaltungen 1930-1944); Notate zu diesem Seminar hat Inge Jens in Auswahl publiziert; ein Notat lautet: »Zwei symbolische Bücher Verschiedene Antwort auf dieselbe Weltsituation« (Max Kommerell, Notizen zu George und Nietzsche, in: ders., Essays, Notizen, poetische Fragmente, aus dem Nachlass hg. von Inge Jens, Olten u.a. 1969, S. 225-250, hier S. 226). Die vorliegende Edition folgt durchgehend der Vorlage, allein Spontankorrekturen sowie Schreibversehen des sichtlich ungeübten Typisten (wie »ide« statt »die«, oder »Slebstbegegnung« statt »Selbstbegegnung«) werden stillschweigend korrigiert; der Wechsel der von Kommerell paginierten Seiten ist jeweils durch einen Schrägstrich angezeigt. Herausgeberzusätze stehen in eckigen Klammern.